

CAUX-

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

NR. 2
FEBRUAR 1990
42. JAHRGANG

Information

Kommunikation – ein viel zitierter, analysierter, empfohlener Begriff. Die Kommunikation an sich wird dadurch jedoch noch nicht erleichtert und kann auch nur teilweise dank bestimmten Techniken oder Methoden gemeistert werden. Kommunikation ist für uns alle wichtig, und jeder kann im Ausüben dieser Lebenskunst noch viel dazulernen. Deshalb lautete das Thema der diesjährigen Neujahrskonferenz in Caux: «Hörst du mir eigentlich zu?» – Die Kunst der Kommunikation.

Diese Nummer enthält einige Beiträge aus dieser Konferenz, weiter einen Text zum Nachdenken über das Etikettieren sowie Kurznachrichten aus aller Welt.

Kom- muni- kation



Aus der Sicht eines Dozenten

Wir Professoren sind Spezialisten der Kommunikation – damit will ich nicht sagen, dass diese uns immer gelingt. Als Sprachlehrer habe ich mich von jeher für Wörter interessiert. Das Wort hat aber erst in den letzten zehn Jahren an Wichtigkeit zugenommen – wieso wohl? Ich würde sagen, dies sei einer Veränderung in unserer Gesellschaft zuzuschreiben.

Während Jahrhunderten waren die Beziehungen zwischen den Leuten durch Traditionen vorgegeben. Es gab eine ganz bestimmte Tradition in den Beziehungen von Mann und Frau, Sohn und Vater (Kinder haben bei Tisch zu schweigen, bis man sie anspricht!), Vorgesetzten und Untergebenen und so weiter. In den letzten Jahrzehnten sind diese Traditionen allmählich verschwunden, aber die Beziehungen sind geblieben. So galt es, neue Formen zu entdecken. Die Beziehungen waren schlecht definiert, und da sprang die Informatik ein und prägte den Ausdruck «Kommunikation».

Und jeder stürzte sich auf dieses Wort, um eine noch schlecht definierte, noch zu entdeckende Wirklichkeit auszudrücken. Wir suchen vor allem eine neue Qualität der Kommunikation. Man wird achtgeben müssen, dass das Wort nicht zur Mode wird oder zur günstigen Ausrede jedesmal dann, wenn man nicht genau weiss, was man sagen soll.

Rektorat des Dialogs

Als Professor ist man an verschiedenen Kommunikationsvorgängen beteiligt, in erster Linie natürlich mit den Studenten und den andern Professoren und weiter mit den Behörden der Universität. Eine Universität ist ein Beispiel der Selbstverwaltung; sie wählt auch ihre eigenen Behörden. Vor einigen Jahren wurde ich zum Mitglied des Rektorats gewählt. Dieses Amt wird von den Kollegen Professoren mehr oder weniger gut angenommen, und wir waren die direkten Nachfolger eines recht autoritären und von den Professoren zunehmend schlechter ertragenen Rektorats. Mein gleichzeitig zum Rektor gewählter Kollege war zum Glück Pastor und als solcher daran gewöhnt, andern zuzuhören. Sein Hauptanliegen war es, mit andern ins Gespräch zu kommen, eine Beziehung aufzubauen. So wurden wir zu einem Rektorat des Dialogs und der Kommunikation.

Vermutlich konnten wir keine grossen Umwälzungen bewirken, aber wir konnten innerhalb der Universität die verschiedenen Beziehungsströme wieder in Fluss bringen.

Montag 08.00

Das eigentliche Erfolgsgeheimnis dieses Unterfangens lag bestimmt in der Tatsache, dass wir ein Team waren und gut miteinander auskamen (wir waren zu viert: ein Rektor und drei Vizerektoren). Ich freute mich auf die Sitzungen am Montagmorgen um acht und schlief in der Nacht vom Sonntag auf den Montag gut – und zwar während der ganzen vier Jahre –, weil ich mich darauf freute, meine Kollegen wiederzusehen, trotz der vielen Probleme und Fragen, die es zu besprechen und zu bearbeiten galt. Auch konnte uns niemand spalten. Man konnte nicht den einen gegen den andern aufwiegeln, um etwas zu erreichen. Das war wirklich ein Erlebnis!

W. S.

Fotos: Channer, Huber, Maillefer, Reichenbach, Spreng, Stallybrass

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Verena Gautschi, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Marianne Spreng

Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, St. Antoniusstrasse 6, D-6532 Oberwesel-Urbar

Abonnement: Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland: DM 42.–, übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten: Schweiz: 60-2680-8, Caux Verlag, CH-6002 Luzern
Deutschland: 704 35-757 Postcheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: BUGRA SUISSE Buechler Grafino AG, 3084 Wabern-Bern

Kommunikation durch

Michael ist Pfarrer in einer Gemeinde ausserhalb von Leipzig. Seine Frau Hildburg ist ausgebildete Krankenschwester, Mutter von drei Kindern und daher hauptamtlich Hausfrau geworden. Daneben arbeitet sie auch aktiv in der Gemeinde ihres Mannes mit.

Ich komme aus dem östlichsten Teil unseres Landes und bin in einem Dorf nahe der polnischen Grenze geboren. In Berlin lernte ich dann meinen Mann kennen, und seit fünf Jahren leben wir also 40 km östlich von Leipzig, auch auf einem sehr kleinen Dorf. Unsere Kinder sind vier, drei und anderthalb Jahre alt.

Wir sind dann wie gesagt vor fünf Jahren in die Leipziger Ecke gezogen. Weg von dem eigentlichen Zuhause, von den Freunden und Bekannten, raus aus meinem Berufsleben. Gerade zum Thema, das hier auf dieser Tagung angesprochen wird, «Kommunikation» in allen Bereichen, und heute «Kommunikation durch die Mauer», muss ich sagen: Ich habe persönlich sehr stark empfunden, was es heisst, hinter Mauern zu leben – Mauern, die die Men-



«... in ein sehr kleines, für uns neues Dorf»

schen sich aufbauen. Wir kamen sehr jung und ganz fremd in ein neues Dorf, und das war zum Anfang echt schwer.

Mit wem reden?

Und ich fragte mich: «Was kann ich jetzt tun? Mit wem kann ich eigentlich reden?» Ausser mit meinen Kindern, die noch sehr klein sind, oder mit meinem Mann, der viel mit andern Menschen sprach und manchmal sehr wenig mit mir, war da keiner. Da fragte ich mich manchmal und sagte im Gebet: «Gott, ich erwarte jetzt von dir, dass du mir Menschen zeigst, mit denen ich reden, Kommunikation haben kann.»

Erst mal tat sich überhaupt nichts, bis vor ungefähr anderthalb Jahren. Das war nicht leicht. In unserm Land sind ungefähr vier Prozent der jungen Frauen im berufsfähigen Alter Hausfrauen – also nur eine verschwindende Minderheit nimmt die Chance wahr, mit ihren kleinen Kindern zu Hause zu sein, also den Haus-

die Mauer

frauenberuf auszuüben. Wenn man sagt, man tue dies, wird man etwas von der Seite her betrachtet, so quasi: «Na ja, mehr leistet die also nicht!» oder: «Die ruht sich auf den Schultern der andern aus.»

Doch da zeigte mir Gott: «Hier, an dieser Stelle möchte ich dich gebrauchen.» Ich entdeckte, dass in meinem Herzen eine ungeheure Liebe zu diesen jungen Frauen wuchs. Da ging mir auf: «Hier könntest du anfangen, etwas zu tun, Mauern mal anzuklopfen und so kleine Löcher hineinzubohren.» Das war vor anderthalb Jahren. Ein halbes Jahr habe ich es im Herzen getragen, aber die Gelegenheit ergab sich irgendwie nicht. Doch ich dachte: «Gut, es wird sich schon irgendwie zeigen.»

Ich konnte ja nicht einfach ins Dorf gehen, in den Konsum, und sagen: «Also jetzt komm mal mit, ich möchte mit dir reden!» Aber Gott hat mir ganz genau gezeigt, welche Schritte ich gehen sollte. Ich fing an, mich im Dorf umzusehen, wer denn noch in dieser Situation sei. Ich begann verschiedene Frauen – drei, vier, fünf – einzuladen, sagte ihnen mein Anliegen und fragte sie, ob sie nicht Lust hätten, einmal ihren Hauskram beiseite zu lassen und ein Stück rauszugehen aus dieser Enge der Wohnungen und des Alleinseins.

«Wir brauchen dich!»

Ich war überrascht, wie fröhlich das aufgenommen wurde. Nun treffen wir uns einmal wöchentlich für zwei Stunden am Vormittag – das ist die günstigste Zeit. Sie kommen mit oder ohne Kinder, je nachdem, ob eine Oma da ist. Und jetzt treffen wir uns bei einer andern Frau zu Hause, das ist mir auch sehr lieb. In erster Linie bilden wir Gemeinschaft: Wir reden zusammen, wir beten zusammen, wir singen zusammen, und wir tauschen Gedanken aus. Wir lesen auch mal einen Bibeltext.

Einer Frau konnten wir besonders helfen. Alle oder sehr viele ihrer Bekannten und Freunde sind weggegangen – in den Westen ausgereist. Das machte ihr sehr viel Mühe, sie fühlte sich einsam und dachte: «Ich gehe auch, was soll ich hier noch?» Und in diesem kleinen Frauenkreis konnten wir ihr sagen: «Du, wir brauchen dich hier, es wäre wirklich sehr, sehr schade, wenn du weggingest, es würde ein Loch hinterlassen.» Sie entgegnete: «Ach, mich vermisst doch hier niemand, es sind doch alle weg.» Im Gespräch konnten wir dann all das aufarbeiten, was ihr eigentlich an Verletzungen zugefügt worden war, und so konnten wir ihr helfen.

Kleine und grosse Mauern

Wir erleben viel von dieser Resignation und Hoffnungslosigkeit in unserem Land

durch den Fortgang so vieler. Aber auch jene, die dableiben, sind oft voller Ängste. Deshalb brauchen wir so sehr junge Familien, die durch den Glauben gestärkt vorgehen und andere mitnehmen, aus ihrer Mutlosigkeit heraus.

Ich weiss, das alles ist ein ganz kleiner Anfang, aber ich weiss auch, dass Gott diese kleinen Anfänge benutzt, um Oasen zu schaffen, um Gespräche über Mauern hinweg, durch Mauern hindurch zu ermöglichen – durch diese kleinen Mauern, die manchmal sehr hart sein können – und weiter, um Familien zu schaffen, die dann auch durch die grossen Mauern hindurch echt Licht bringen können. *Hildburg*

Unsere Erwartungen

Ich möchte gleich anschliessen und ganz herzlich danken, dass wir hier sein dürfen. Während der letzten Wochen fühlte ich mich etwas wie nach einem Autounfall; man ist noch benommen, man muss Abstand gewinnen, um dann die Sache betrachten zu können. Ich konnte das, indem ich fragte: «Gott, was willst du uns eigentlich sagen dadurch?» Das erste, was ich gehört habe in meinem Herzen, war: Gott hat uns gesehen und gehört die ganzen Jahre über. Denn nicht bloss jetzt, sondern die ganze Zeit hat man gekämpft gegen Verleumdung, Angriffe, gegen diese Bürokratie, gegen das System; die ganzen Jahre hindurch ist gebetet worden für das Land, für den Staat. Und ich wurde erinnert an den Text im zweiten Buch Mose, wo es um die Befreiung des Volkes Israel aus Ägypten geht: «Der Herr sprach: Ich habe das Elend meines Volkes und ihr Geschrei über ihre Bedrängnis gehört. Ich habe ihr Leid erkannt. Und ich bin herabgefahren, dass ich sie errette...» Ich meine, das trifft auf unser Volk zu, und ich rechne das Volk als alle Menschen, die alle Geschöpfe Gottes sind.

Die grösste Herausforderung

Was habe ich nun für Erwartungen, Hoffnungen, Ängste? Ich habe Angst, dass die Welle des Materialismus über unser Volk kommt, dass bei uns Dinge, die sich hier im Westen schon als negativ erwiesen haben, zu uns kommen und unsere Hoffnungen und Wünsche kaputt machen.

Erwartungen: Im Prospekt für die Tagungen in Caux im kommenden Jahr steht geschrieben: «Während dogmatische Ideologien zusammenbrechen, sind die Demokratien oft durch Skandale, Drogen, Zynismus und Apartheid geschwächt. Die Zeit des Umbruchs bringt auch grosse Gefahren mit sich. Während sich anscheinend die Konflikte zwischen den politischen Systemen abschwächen, spitzt sich der Kampf ums Überleben der Menschheit und ihrer Millionen, die an bitterer Armut leiden, zu.»

Einerseits bricht die Mauer ab, andererseits verhungern täglich Tausende von Menschen. Also möchte ich Sie bitten, dass

«Und unsere Kinder?»

Holger ist Fernmeldetechniker, seine Frau Christiane Justitiarin in einem Betrieb für Recycling.

Die Demonstrationen sind aus einem Prozess erwachsen, den der Westen wahrscheinlich nicht in den Medien miterlebt hat. Im Herbst 1980, nach dem Nato-Doppelbeschluss über die Stationierung von Raketen in Europa, wurden Tage organisiert, die man «Friedensdekade» nannte, das heisst, die evangelische Kirche der DDR und der BRD beteten um den Frieden in Europa. Diese Friedensgebete fanden speziell in Leipzig, in der Nikolaikirche, statt. Aus diesen Impulsen, die der Sorge um den Frieden entsprangen, wurde der Akzent jährlich anders gesetzt. So kam es, dass, aus der Kirche geboren, diese Massenbewegung entstand, dass wir am Montag erst arbeiteten, dann in mehreren Kirchen beteten und dann auf die Strasse gingen, um zu demonstrieren. Ich glaube, das ist eine Besonderheit, dass man ohne



«Warum wir auf die Strasse gingen»

Streiks eine Veränderung in einem Land erzielt.

Fragen

Warum ich bei den Demonstrationen dabei war, hatte viele Ursachen. Man hatte echt Angst um seine Kinder, so dass man sich sagen musste: Wenn ich jetzt nicht in irgendeiner Form aktiv werde, fragen mich meine Kinder vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren: «Was habt ihr denn damals gemacht?» Dieselbe Frage hatten wir ja schon unseren Grosseltern gestellt – wie ▶

nicht nur eine materielle Aufrüstung geschieht in unserem Land, sondern dass wirklich im besten Sinne des Wortes eine moralische Aufrüstung geschieht. Dass Sie uns helfen, mit den Problemen umzugehen, die automatisch kommen werden, die Sie schon kennen. Dass Sie Kontakte aufnehmen mit Familien, mit uns, mit Leuten, die jetzt Angst haben vor Drogen und Prostitution, damit diese Dinge ins Gespräch kommen und Sie ihnen helfen können. Vielleicht ist die grösste Herausforderung für die Moralische Aufrüstung in ihrer Geschichte jetzt gekommen. *Michael*

Fortsetzung von S.3

sie mit dem Nationalsozialismus umgegangen seien. Und weiter, wenn wir als Eltern keine Veränderung in unser Land bringen oder es zumindest versuchen würden, könnte es geschehen, dass später unsere Kinder ausreisen und wir dann getrennt wären.

«Wie ein Wunder...»

Trotz der bestehenden Angst vor dem Staat gingen wir am 9. Oktober bewusst auf die Strasse. Es ist ja wie durch ein Wunder nicht zur Konfrontation mit dem Staat gekommen. Deswegen berühren uns besonders auch die Ereignisse in Timisoara, wo gleiche Ängste vorhanden waren und der Staat diese Menschen brutal niederschlug.

Christiane: Hier im Westen kann man sich kaum vorstellen, was es eigentlich bedeutet, eine Demonstration wahrzunehmen, denn hier ist es einfacher, für einen be-

stimmten Gedanken zu demonstrieren. Bei uns war dies überhaupt nicht möglich, und wer es trotzdem wagte, sich zum Beispiel mit einer Kerze im Stadtzentrum von Leipzig auf die Strasse zu stellen oder ein Transparent hochzuhalten, auf dem stand: «Freiheit für die Gedanken», der war in Gefahr, verhaftet zu werden. Das Risiko ging man also dabei ein, und was genau in den Gefängnissen vor sich ging, wusste niemand, denn die Zurückgekommenen hatten unterschreiben müssen, dass sie davon nichts erzählen würden.

Für mich ist es deshalb noch jetzt schwer, das Neue alles zu verarbeiten. Denn Gedanken ändern sich nur langsam.

Ich lebe ja seit 29 Jahren in diesem Land, und ich bin von diesem System geprägt, das ist ja normal, da müssen sich jetzt manche Gedanken vollkommen ändern.

Vor sechs Jahren beschloss ich, meinen Beruf nach mehr als zwanzig Jahren aufzugeben und nur noch für die Familie dazusein. Ich fand das herrlich.

Mein Mann ist Lehrer in einem Internat. Der Schulleitung kam sehr bald zu Ohren, dass ich Krankenschwester sei, und so wurde ich angefragt, ob ich nicht die dort tätige Schwester in ihrer Freizeit vertreten könnte. Zu jener Zeit hatten wir einen jungen Labradorhund. Ich wusste nicht wohin mit ihm und nahm ihn also auf mein Zimmer mit. Es fiel mir auf, dass viele Jungen plötzlich zu mir hochkamen, ohne krank zu sein. Sie fragten nur: «Darf ich mal zum Hund?» oder: «Darf ich mal?» Ich sagte: «Ja, geh nur!» Beim Weggehen hatten sie öfters gerötete Augen oder wirkten gelöst; sie erklärten nichts, doch fiel mir auf, dass sie nachher kontaktfreudiger waren. ▶

Gemeinsam weiterdenken

Professor Werner Stauffacher war Dozent für Germanistik an der Universität Lausanne. Gegenwärtig arbeitet er an einer kommentierten Neuausgabe von Alfred Döblins Roman «November 1918».

Nach dem, was wir eben gehört haben, habe ich keine Lust zu dozieren, sondern mit unseren Freunden aus der DDR ein Stück weiterzudenken und zu überlegen, welches für sie und für uns die nächsten Schritte sind. Das Thema des heutigen Morgens lautete: «Kommunikation durch die Mauer». Man denkt sofort an die Mauer, die sich da durch Berlin geschlängelt hat – und immer noch schlängelt, bloss mit etwas mehr Löchern als vorher. Man denkt auch an das, was man den «Eisernen Vorhang»

nennt oder genannt hat, der sich durch Europa schlängelt – geschlängelt hat.

Mauern haben eine schlechte Presse in diesem Haus – mit Recht! Aber wenn dieser Raum nur aus Fenstern und Türen bestünde, wäre es heute morgen bedeutend weniger gemütlich hier. Nun, wir haben vermutlich ein Recht auf eine gewisse physische Gemütlichkeit. Aber haben wir ein Recht auf moralische Gemütlichkeit? Die Mauer durch Berlin, der Eisernen Vorhang durch Europa – sie waren sehr bequem für uns hier im Westen. Erstens war es ja nicht unsere Schuld, dass diese Mauer gebaut wurde, sondern das waren «die andern». Wir konnten uns gross als sehr mutig und wohlütig fühlen, wenn wir einmal durch die Mauer hindurchgingen, um die andern zu besuchen. Die Sache sah ganz einfach aus: Da waren ein paar Unterdrücker, und da waren die Opfer. In der Tat war es aber überhaupt nie so einfach.

Und jetzt ist die Mauer weg – jedenfalls ist

sie durchlässig geworden, und die moralische Bequemlichkeit und Gemütlichkeit ist verfliegen. Und wir müssen plötzlich konkret Verantwortung übernehmen für Menschen, für die wir in den letzten vierzig Jahren nicht viel tun konnten; sie sind nicht anders als wir. Sie haben dieselben Bedürfnisse, dieselben Begehrlichkeiten, wir dürfen sie nicht idealisieren.

Ein grosser französischer Philosoph, Pierre Teilhard de Chardin, verglich vor einigen Jahrzehnten unsere menschliche Zivilisation mit einem Schiff, das bisher Jahrtausende im Hafen lag, fest verankert mit den Traditionen der einzelnen Gemeinschaften, und das jetzt im Begriff ist, auszufahren auf das offene Meer. Ich bin überzeugt, dass Gott es so will. Wir können nicht länger mit den bisherigen Ankern unsere Sicherheit herstellen. Wir brauchen neue Orientierungen, neue Kräfte, neues Wissen. Und wir können es nur noch gemeinsam tun.

Kommunikation im fremden Land

Catherine Guisan Dickinson wohnt mit ihrem Mann Steve und ihren beiden Söhnen in St. Paul, Minnesota. Steve verbrachte als Rhodes-Stipendiat einige Jahre in Europa und promovierte mit einer Arbeit über die deutsche Wiedervereinigung.

Damals lernte er Catherine, eine französischsprachige Schweizerin, kennen. Sie verlobten sich, und Steve schlug ihr vor, sich mit ihm in den Vereinigten Staaten niederzulassen, wo sie seit sechzehn Jahren wohnen. Als kulturell verwurzelte Person erfuhr Catherine, was es heisst, Einwanderer zu sein:

Ich erwartete, dass es hart sein würde, mich in die amerikanische Gesellschaft zu integrieren. In der Tat war es noch schwieriger, als ich mir vorgestellt hatte...

Erst zuhören

Wie kann man die Aufmerksamkeit von Leuten gewinnen, die ein von Aktivitäten

und Ideen, oft auch von Reichtum überfülltes Leben führen? Allmählich und unter Schmerzen begriff und akzeptierte ich schliesslich, dass ich selbst zuerst zuhören und verstehen musste, bevor man mir zuhörte und mich verstand. So verbrachte ich mehrere Jahre, indem ich Fragen stellte, beobachtete und viele Bücher las. Langsam bekamen die Amerikaner das Gefühl, dass ich sie verstand, und öffneten sich mir gegenüber. Dies führte schliesslich soweit, dass ich in den letzten zwei Jahren mehrere Vorträge über europäische Themen halten konnte und auf ein gutes Echo stiess. Mittlerweile leite ich auch den gut gedeihenden regionalen Zweig der «Alliance Française», die den Zweck hat, die französische Sprache und Kultur zu verbreiten.

Verschiedene Nachbarn

In unserem Quartier pflegen wir Beziehungen zu Nachbarn verschiedener Ras-



Catherine zur Zeit ihrer Verlobung

«Darf ich zu Ihrem Hund?»

Endlich ich selber sein

Dann fing ich an, direkt zu fragen: «Warum kommst du zu meinem Hund und nicht zu mir?» Einer von den Kleinen fing an zu heulen und sagte: «Wissen Sie, da darf ich Schwäche zeigen, da darf ich endlich einmal ich selber sein – die andern lachen mich aus, wenn ich sage, ich hätte Angst.»

Ein anderes Beispiel: Ein zehnjähriger Tessiner, ganz neu an der Schule, der kein Wort Deutsch kann. Er kraut den Hund, und da kommt ihm hoch, dass ihm seine Eltern fehlen, er kramt in seiner Tasche und zeigt mir ein Bild von sich mit zwei Schafen. Da merke ich auf einmal: Der Kleine hat Heimweh. Die Mutter ist abends nicht am Bett. Was mache ich? Dann kam er jeden Tag, und manchmal half ihm schon nur ein kleines Winken über diese Schwelle. Nach etwa zwei Jahren war er in die Schule integriert. Schulstress und die Erwartung seiner Eltern, dass er das Gymnasium bestehe, waren plötzlich kein Problem mehr.

Mir wurde dann ein immer grösseres Anliegen, dass die Schüler ihren Kummer loswerden konnten, dass sie erzählen durften, was ihnen auf dem Herzen lag. Manchmal ging es um einen Lehrer-Schüler-Konflikt. Dabei konnte ich öfters durch Engpässe hindurchhelfen oder dem Lehrer Schwachstellen zeigen, ohne dass dem Schüler geschadet wurde. Der Schüler durfte Kritik anbringen, ich konnte als Zwischenstelle helfen, den gordischen Knoten zu lösen, und der Schüler hatte nicht die Angst, vom Lehrer diskriminiert zu werden, falls er offen spräche.

und sozialer Schichten. In diesem eher bescheidenen Stadtteil wohnen Schwarze, Weisse, Gelbe, manchmal in Harmonie und manchmal eben nicht. Wir selbst wurden die Opfer mehrerer Delikte, so dass wir wiederholt unsern Verbleib in Frage stellten.

Wenn es schwierig ist, in der Nähe jener zu verweilen, die einem Leid zugefügt haben und dies vielleicht wieder tun werden, so ist noch schwieriger, zumindest für mich, den Reichen und Mächtigen zu verzeihen und für sie zu sorgen. Und eben dazu wurde ich in den Vereinigten Staaten geführt. So gehören wir zum Beispiel zu einer Kirchgemeinde jenes Stadtteils, wo die angesehensten und wohlhabendsten Menschen wohnen. Gott hat mich auch dazu geführt, mit andern Frauen zusammenzuarbeiten, die älter sind als ich und aus sehr bevorzugten Kreisen stammen.

Ich musste mir in Erinnerung rufen, wie Gott ursprünglich an mich herangetreten war – nämlich durch Freunde, die mich liebten. So lerne ich nun meinerseits, Menschen, die mich gar nicht benötigen, echte

Mein Mann half mir

Teils waren es auch Kinder, die Probleme hatten mit ihren Eltern: vielleicht ein neuer Partner eines Elternteils, den die Jungen nicht ganz akzeptieren konnten, weil sie in ihrer Pubertät selber noch keinen richtigen Platz an der Seite ihrer Mutter oder ihres Vaters hatten. Ich konnte ihnen zeigen, wie mit Toleranz auch ein neues Familienmitglied akzeptiert werden konnte.

Da ich unter Berufsgeheimnis stand, musste ich öfters ihre Erlaubnis einholen, meinen Mann mit ins Gespräch einzubeziehen. Denn ich wollte ja einen positiven Dialog anregen, zuhören und nicht nur Äusserlichkeiten beplaudern. Hie und da gestand ich auch ein, dass ich von diesem oder jenem Gebiet nicht viel verstehe, und war froh, wenn mein Mann als Unparteiischer mir dann behilflich war.

Mit der Zeit – nach ungefähr zwei Jahren – wurde mir das Ganze ein bisschen viel – ich hatte noch eine Familie. Und ich fragte, ob ich mich zurückziehen könnte von dieser Stelle.

Zuerst herrschte Funkstille; es tat mir weh, dass all die netten Stunden, die sich oft spontan ergeben hatten, nun vorbei sein sollten. Aber die auf der Krankenabteilung geschlossenen Freundschaften überdauerten bis heute, bloss hat sich der Ort in unser Haus verlagert.

Der Kochkurs

Letzten Herbst kam ich auf die Idee, daheim einen Kurs für asiatische Küche zu

Freundschaft zu geben, frei von Neid oder Vergleichenwollen. Und es kommt vor, dass mir Gott die Gnade gibt, ein sichtbares Zeichen seines Wirkens im Leben dieser Menschen zu setzen. Die ganzen Vereinigten Staaten haben die jüngsten Geschehnisse in Europa sehr eng mitverfolgt. Mehr als einer von uns sah mit Tränen in den Augen zu, wie Menschen eines einst gespaltenen Volkes sich wiederfanden.

Supermächte nicht vergessen

Aber ich möchte Sie bitten: Vergessen Sie die andern Kontinente nicht! Vergessen Sie insbesondere die Supermächte nicht – die USA, die Sowjetunion, China, ja auch Regionalmächte wie Indien. Das ist schwierig, doch in der Tat benötigen diese Länder solide, ehrliche und aufrichtige Freundschaft. Von ihrem Handeln wird nämlich, gewollt oder ungewollt, unsere Zukunft und jene unserer Kinder abhängen. Daher bitte ich Sie Europäer: Bauen Sie nicht nur ein geeintes Europa, sondern bauen Sie eine geeinte Welt!

geben, um den einen oder andern aus dem Internat in unserer Familie etwas Nestwärme verspüren zu lassen. Zu Hause fühlte ich mich den Jungen gegenüber freier, und mein Mann war nicht mehr nur «der Lehrer», sondern er war «Herr Huber».

Während unseres Kurses wurde viel gelacht, aber es kam auch zu sehr ernsthaften Gesprächen. Mein Ziel war, dass an diesen Abenden jeder einmal so richtig aus sich herauskam. Ich wollte nur zuhören. Oft fiel es mir schwer, denn Schweigen ist nicht



Die Familie Huber

meine Stärke. Aber vermutlich war es wichtiger als alles andere.

Eines Abends bereiteten wir eine «Charlotte Royale» zu. Einer der Jungen sollte seine Weinschaumcrème draussen in den Schnee stellen, um sie gelieren zu lassen. (So nebenbei bemerkt: ich passe jeweils auf, dass die Hunde im Haus bleiben!) Ich schaute aus dem Küchenfenster, und wie Jungen nun einmal sind, hatten sie eine Schneeballschlacht begonnen – die Schüssel stand abseits im Schnee. Ich sagte nichts und dachte mir: «Na ja, wird schon recht sein.» Plötzlich geht die Türe auf, ein Schrei: «Der blöde schwarze Hund hat meine Weinschaumcrème gefressen!»

Noch einmal von vorne angefangen – eine herrliche Stimmung! Alles lacht. Da torkelt plötzlich unser kleiner schwarzer Welpe herein – damals etwa 16 Wochen alt – stockbetrunken. Ich war hilflos. Zum Tierarzt konnte ich nicht gehen, also was tun? Ich gab ihm etwas zu fressen, er legte sich mit ausgestreckten Beinen hin und frass. Seither heisst diese Torte bei uns «Besoffener Hund», aber nicht nur in der Familie, sondern auch auf der Strasse tönt es öfters: «Frau Hueber, wänn git's wieder einisch 'bsoffene Hund?»

Das sind so die kleinen Krönungen, die ich mit den Schülern erleben durfte – ausserhalb der Familie, ausserhalb der Schule, und doch integriert in ein Familienleben.

Silva Huber

«Auf die Etikette kommt es überhaupt nicht an. Was heisst schon konservativ, reaktionär, liberal, Sozialist, Kommunist? Ich halte nichts vom Etikettieren von Menschen.» Das sagte mir vor Jahren Scheich Zayed, Herrscher über die Vereinigten Arabischen Emirate, ein Köhner im diplomatischen Umgang mit schwierigen Menschen. Damit wollte er sagen, dass eine Etikettierung oft jede Wende zum Bessern unterbindet.

Kürzlich nahm ich an einem Mittagessen mit David Mellor teil, Staatssekretär für Presse und Medienangelegenheiten im britischen Innenministerium. Um den Tisch sassen auch einige Zeitungsredaktoren. Mellor erwähnte das «schablonenhafte Bild», das die Presse oft von ihm und von andern Parlamentariern gebe. Es war eine scherzhaft vorgebrachte Klage über das Etikettiertwerden.

Wir erleben heute, dass mehrere hundert Millionen Menschen, die hinter dem «Eisernen Vorhang» (auch das eine Etikette) lebten, ans Tageslicht des Individualismus treten. Ein ausgezeichnetes Moment, um die Etikettierpraxis zu untersuchen. Dabei zeigt sich, dass das, was die Etikette zeigt, gewöhnlich überhaupt nichts mit dem Inhalt der Packung zu tun hat. Es gibt zwei Arten von Etiketten: die, welche man für sich selbst wählt, und jene, die andere einem anheften. Beide sind irreführend. Nehmen wir uns zunächst wahllos einige der ersten Sorte vor:

Etikette: MANN DES VOLKES

Inhalt: Ein kaiserähnlicher Diktator, der das Volk verachtet und verspottet, der es als manipulierte Handlanger betrachtet, als unfähiges Vieh, als Wesen ohne persönliche Identität und ohne die Fähigkeit, sich für etwas zu entscheiden – ausser für ihn. In diesem Sinn ist er ein «Mann des Volkes». Er hat das Volk zum Frühstück verpeist. Schmeichler (aus dem «Volk») sind ihm völlig ergeben. Seine Befehle sind dazu da, bereitwillig ausgeführt zu werden. Die Einheit der Zielsetzung ist perfekt. Kein Widerspruch! Der kaiserliche «Mann des Volkes» baut sich Paläste in Millionenhöhe. Im Namen der Familie pökelt er Milliardensummen in Verstecken ein, während seine Untertanen an Krankheit und Unterernährung wie Fliegen sterben.

Etikette: DEMOKRATISCHE REPUBLIK

Inhalt: Eine Nation, die von einer Clique ungewöhnlich liederlicher, fauler, bürokratischer «Prominenz» beherrscht wird. In den letzten 20 Jahren musste ich bei jeder solchen, einem Land angehefteten Etikette an die DDR denken. Bis vor kurzem

zeigte sich hier «Demokratie» (d. h. Beteiligung des Volkes) am sichtbarsten in überfüllten Gefängnissen für politische Verbrecher. Der Presse, dem Fernsehen und dem Radio wurde die Atemluft abgeschnitten. Erst jetzt, im hoffnungsvollen Klima von 1990 wird klar, was die Menschen im östlichen Deutschland von dem ganzen traurigen Gebäude des erzwungenen Gehorsams hielten, in dem sie leben mussten.

Etikette: SOZIALISTISCHE REPUBLIK

Inhalt: Das System des «Teilens des Reichtums» wird beschränkt auf den Mann an der Spitze, seine Familie und seinen Stamm. Der Parteichef, oft gleichzeitig Staatspräsident, betrachtet sich als Kaiser, möglicherweise als Haupt einer Dynastie.

gewehren noch nicht gelungen war, der vor Angst verrückten Bevölkerung die völlige Unterwerfung unter die herrschende Klasse beizubringen. – Ich könnte noch lange weiterfahren.

«Terroristen» und andere

Und nun zu jenen Etiketten, die wir andern anheften: Yasir Arafat, vom israelischen General Scharon als «Terrorist» bezeichnet, ist ein «Held» für viele Palästinenser, die für einen eigenen Staat kämpfen. Als ich letzten November in Israel war, nannten viele Israeli ebendiesen General Scharon einen «Staatsmann»; Arafats Etikette für ihn ist «Metzger».

Der frühere Präsident Reagan etikettierte die Millionen von Sowjetbürgern als



Etiketten und Klischees

Ich kenne ein afrikanisches Land, das in der UNO immer kühn für die Sache der Freiheit stimmt, während in der Nähe seines Präsidentenpalastes auf einem Grundstück von über einem Hektar frühere Gegner des Staates begraben liegen; sie dürfen nun die «Freiheit vollkommener Ruhe» geniessen.

Etikette: DIE MASSES

Inhalt: In einem nordafrikanischen Land hörte ich kürzlich einen führenden Vertreter des Regimes gewisse Missstände mit der Erklärung entschuldigen: «Unser Problem ist, dass wir die Massen nicht genügend erzogen haben.» Im Klartext hiess das, dass es seinen Hotchkiss-Maschinen-

«Reich des Bösen»; heute betrachten wir sie als «eingeschüchtert» oder «hungrig».

Mit manchen Etiketten entpersönlicht und entmenschlicht man Leute, die man für seine Feinde hält. Die Etikette «Guerillakämpfer» wird für die gewählt, deren Sache man befürwortet, «Terroristen» andererseits für paramilitärische Gruppen, die gegen einen sind.

Und schätzungsweise gleicht jemand, der als «christlicher General» bezeichnet wird, dem Zimmermann aus Galiläa nur ganz von weitem.

Nichts zu verlieren

Etikettieren ist ein Trick. Ich kenne neben

von Claud Morris
ans «For a Change»

Scheich Zayed noch weitere Menschen, die überzeugt sind, dass nur das Entfernen der Etiketten wirkliche Änderung in der heutigen Welt herbeiführen könne. Ich denke an den Schriftsteller Laurens van der Post, der sich als ihr Kriegsgefangener weigerte, die Japaner zu etikettieren. Allen Umständen zum Trotz brachte er das beinahe Unmögliche fertig, seine Feinde zu lieben. Ich denke auch an britische Freunde, die mich mit Mau-Mau-Führern aus Kenia und zyprischen EOKA-Leuten bekannt machten, mitten in den Unabhängigkeitskriegen. Sie behandelten diese Männer als würdige Glieder der Menschheitsfamilie. Solche Menschen halfen mir,

*Hinter Etiketten kann man Schutz
suchen, wenn man Angst hat.
Sie gehören zur gleichen Familie
wie Ärger, Rachsucht und Hass.
Das Gegenteil ist
Offenheit und Liebe.*

indem sie falsche Etiketten und stereotype Dummheit verachteten.

Hinter Etiketten kann man Schutz suchen, wenn man Angst hat. Sie gehören zur gleichen Familie wie Ärger, Rachsucht und Hass. Das Gegenteil ist Offenheit und Liebe.

Gott sei Dank werden jetzt in Osteuropa Etiketten abgerissen und die ungeheuren Verbrechen verschiedener Staaten gegen ihre eigene Bevölkerung endlich völlig aufgedeckt. Ein solcher Vorgang sollte ermutigt werden – in Afrika, China, Lateinamerika, hier in Europa und überall in der Welt.

Etiketten sind ein Werk der Mächte der Finsternis, die die Welt irreleiten und in den Abgrund stürzen wollen. Aber die Botschaft der Wahrheit wird weitergegeben. Der gewöhnliche Mensch hat sich als nicht so unterwürfig erwiesen, wie Hitler und Stalin hofften und Orwell fürchtete. Gebt eure Ängste auf – ausser euren Etiketten habt ihr nichts zu verlieren!

Claud Morris ist Redaktor und Verleger der englischen Zeitschrift «Voice Intelligence Report» und anderer Schriften. Einen Grossteil seiner Zeit widmet er der Leitung einer privaten Vereinigung britischer Autoren und Parlamentarier, die sich um Frieden im Nahen Osten bemüht, indem sie das praktiziert, was sie «Diplomatie der vierten Gewalt» (gemeint ist die Presse) nennt, nämlich persönliche und vertrauliche Kontakte zwischen Redaktoren und Meinungsmachern, die Ereignisse auf höchster Ebene beeinflussen können.

Aus aller Welt...

Pazifik: «Nein zum Bösen»

«Neue Horizonte für die 90er Jahre» – unter diesem Thema trafen sich Ende letzten Jahres 230 Teilnehmer aus Australien und dem pazifischen Raum zu einer dreitägigen Konferenz in Sydney.

Die Eröffnungsrede von Bernard Narakobi, Justizminister von Papua-Neuguinea, war ein eindringlicher Appell. «Ich bin mit einer schweren Last hergekommen», sagte er. «Können Sie mir helfen?»

Unmittelbar vor seiner Herreise waren auf der Insel Bougainville drei Polizisten umgebracht worden. «Während sechzehn Jahren haben wir die Rufe der kleinen Leute überhört, die im Staub waren müssen, während Grund und Boden im Wert von Millionen Dollars unter ihren Füßen weggegraben wird», fuhr der Minister fort. «Doch ich glaube an die Kraft Gottes. Noch und noch habe ich sein Wirken erfahren, wenn ich zum Bösen nein sagte. So

oft schliesst die führende Schicht Kompromisse mit dem Bösen. In meinem Land haben wir eine Unzahl Kompromisse geschlossen. Wir benötigen Hilfe.»

Für alle Australier

Auch der australische Justizminister, Senator Michael Tate, nahm an der Konferenz teil. Er erwähnte die Tatsache, dass sich viele – vor allem christliche – Australier vor den Muslimen fürchten, die unter ihnen leben. «Die Herausforderung für uns, insbesondere für die Moralische Aufrüstung», sagte er, «ist der Aufbau einer echten Beziehung mit einem Menschen, verglichen mit dessen Glauben und Hingabe an Allah sich unser Glaube oft sehr blass ausnimmt.»

Angesichts der ernsthaften Gefährdung des menschlichen Lebens – durch unsere Einstellung zum ungeborenen Leben, durch die Verschlechterung der Umweltbedingungen und durch Krieg – bestehe die Herausforderung für alle gläubigen Australier darin, «eine umfassende Lebensethik zu erarbeiten».

Für Kambodschas Zukunft



Studenten im «Camp Site II»

Entlang der Grenzen Thailands reihen sich wie eine Perlenkette die Flüchtlingslager – Ausdruck der Konflikte und Schwierigkeiten seiner Nachbarländer Laos, Kambodscha und Burma.

Aus Kambodscha warten 350000 Menschen in solchen Lagern auf ihre Repatriierung. Knapp die Hälfte von ihnen leben im «Camp Site II». Hier und im Lager «Sokh Sann» (9000 Flüchtlinge) wurden im letzten Dezember Schulungskurse in Moralischer Aufrüstung durchgeführt. Dazu hatten verantwortliche Exilkambodscha-

ner eine internationale Gruppe nach Thailand eingeladen. 16 Personen aus Asien, Australasien und Europa waren dem Appell gefolgt.

Im Camp Site II waren es 300 Kursteilnehmer: Verantwortliche der Verwaltung, Vertreter von Hilfsorganisationen, Professoren, Studenten (unser Bild) und Verantwortliche des Khmer-Frauenverbandes. «Ich habe mindestens soviel gelernt wie unsere kambodschanischen Partner», meinte eine junge Französin nach ihrem Aufenthalt.

Demnächst in Wien:

Franziskus-Stück mit Michel Orphelin

Einige Echos von einer kürzlichen Philippinen-Tournee:

Stellen Sie sich einen Heiligen in modernen Arbeitskleidern vor, der aus Grosszügigkeit und Nächstenliebe einen Scheck an eine internationale Hilfsorganisation schickt und von seinem eigenen Vater vor Gericht gestellt wird; ein «Kronprinz», der sich in Christus verliebt, seine Stellung und sich selbst aufgibt, der Keuschheit, Armut und Arbeit im Scheweisse seines Angesichts als Lebensstil annimmt, der den Befehl seines Herrn: «Baue neu auf!» ernst nimmt, zerfallene Kirchen und Kapellen renoviert und sich zum Schluss für die Renovation der Gesellschaft – Gottes Kirche, seine Gemeinschaft auf Erden – einsetzt; dessen Gandhi-mässiges, selbstaufopferndes Leben gesegnet, belohnt, nein gekrönt wird **durch die Erteilung der Wundmale Christi an Händen und Füssen.**

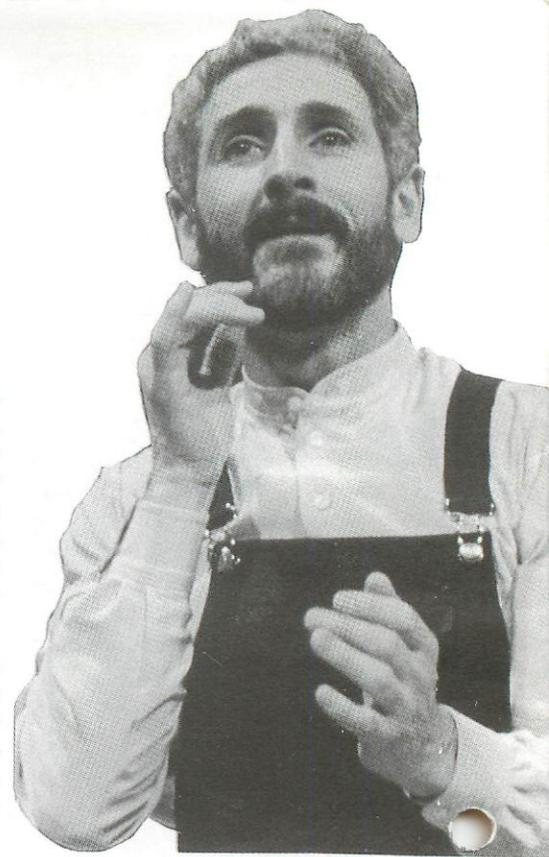
«Wenn Francesco Bernardone von Assisi (1182–1226) heute leben würde» ist das Thema, der Inhalt und die Kernidee der wunderbaren Musical - Einmann - Show «Licht in die Finsternis». In der Form von Erzählung, Pantomime, Sketch, Lied und Tanz auf der Lebensgeschichte des Heiligen beruhend, aber mutig ins zwanzigste

Jahrhundert übertragen, zeigt «Licht in die Finsternis», dass die Herausforderung, vor der Franziskus und die damalige Gesellschaft standen – Neid, Geiz, Korruption, Laster, Gewalt oder Versöhnung und Frieden –, für unsere moderne Zeit genau dieselbe geblieben ist. Und ebenso, dass ein heiliges Leben auch heute seine Anziehungskraft besitzt.

Kann ein Musical reinigend, erbauend, erfrischend und labend wirken? Der französische Mime-Tänzer-Sänger Michel Orphelin beweist in seiner Aufführung – durchwegs auch als unwiderstehlicher Prediger des Wortes Christi –, dass dies tatsächlich möglich ist. (...)

Zusammenfassend kann man sagen: «Licht in die Finsternis» ist ein Gebet, eine Predigt, ein Lobgesang des Glaubens, eine seltene Form der religiösen Kunst, und wird dies auch in Zukunft sein. Der Erzbischof von Manila, Kardinal J.L. Sin, hofft, «dass es unter uns mehr Friedensstifter (wie Franziskus) geben möge».

*Leonor Orosa Goquingco
in «The Philippino Star»*



«Durch Ihren Einsatz mit dem Theaterstück sind Sie zum Mitarbeiter geworden in unseren Bemühungen, dieses Land neu aufzubauen.»

P. Manglapus, Präsidentin des philippinischen Einladungskomitees

«Das Stück kam zu einem Zeitpunkt, wo sich unser Land in einer Krise der Versöhnung befindet. Es hat uns Hoffnung gegeben.»

Eine Studentin in Manila

«Der Schauspieler gab sich ganz – er zeigte die Macht der Liebe Gottes anhand des Lebens des heiligen Franziskus.»

Ein Dozent

«Die Szene mit den Vögeln war ausgezeichnet – man kann sie direkt vor sich auf der Bühne sehen.»

Eine Ordensschwester

«Die franziskanischen Tugenden – Aufrichtigkeit, Einfachheit, Grosszügigkeit – kamen klar zum Ausdruck.»

Eine Gemeindevorsteherin

Vorstellungen:

Sonntag, 11. März 1990 – 19.00 Uhr
Don-Bosco-Haus, St. Veit-Gasse 25,
1130 Wien

Sonntag, 18. März 1990 – 17.00 Uhr
Pfarrzentrum Hütteldorf, Hüttelberg-
strasse 1, 1140 Wien

Dienstag, 20. März 1990 – 19.30 Uhr
Bildungszentrum IX, Strudlhofgasse 5,
1090 Wien

In Zusammenarbeit mit dem Katholischen
Bildungswerk der Erzdiözese Wien.

Weitere Auskunft bei:
Familie G. Hartl, Lorystrasse 72/2/12,
1110 Wien, Tel. 744 93 15

